

Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 39 (1981)

Artikel: Wie sie heimgingen : Sterbe- und Totenbräuche auf der Luzerner Landschaft
Autor: Zihlmann, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-718371>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie sie heimgingen

Sterbe- und Totenbräuche auf der Luzerner Landschaft

Josef Zihlmann

Was vorauszusagen ist

Die Menschen sterben heute in den Spitäler. Oft ist niemand zugegen als eine weissgekleidete Schwester, die dem Sterbenden Trostworte zuflüstert und ihm die Augen zudrückt. Fast alles andere ist Formsache und Organisation: das Totenhemd, der Sarg, amtliche Bescheinigungen, Transport, Aufbahrung in der Leichenhalle. Eines nach dem andern. Es gibt im Normalfall keine schicklichen Fristen mehr, kaum noch pietätvolles Warten. Es drängt; heute schon sterben andere.

Es wird nicht mehr lange währen, da wird kein Mensch mehr wissen, dass das einmal ganz anders war. Die neue Zeit hat aufgeräumt mit Dingen, die noch vor wenigen Jahrzehnten als geheilige Güter mitten in jener Zeitspanne standen, da ein Mensch sich vom Diesseits verabschiedet. Was geblieben ist, sind einige Tränen, wenig Trost und grosse Verlassenheit. Über dem frischen Grabhügel wölbt sich ein Berg: eine Menge von Kränzen und Blumengebinden, meist sogar eine Unmenge, hingelegt aus beklemmender Verlegenheit, im Bedürfnis, sein eigenes Gewissen zu beruhigen, einige Gebinde sicher auch aus schmerzerfüllter Hingabe an einen geliebten Menschen, andere formell deponiert und wohlversehen mit der Adresse des Absenders. Aber die Blumen welken rasch, und die Kehrichtdeponie ist nicht weit. Fast ist man in Versuchung zu sagen: So wird heute gestorben.

Das hört sich beinahe an wie die Stimme eines Menschen, dem die Zeit davongelaufen ist. Ich weiss: der Volkskundler darf die brauchtümlichen Dinge nicht werten. Aber ich möchte hier, da vom Sterben die Rede ist, einmal nicht nur Volkskundler sein, sondern ganz einfach auch Sterblicher, der alles, wovon hier gesprochen wird, mitangesehen hat. Von Resignation kann dabei keine Rede sein. Ich möchte die letzten Dinge eines Menschen, sein Verhältnis zu den Seinen, aber auch der Seinen zu ihm, ja sogar die Be-

ziehung eines Menschen zum Tode, so darstellen, wie ich sie empfunden habe. Und empfunden habe ich als Mensch natürlicherweise so, wie es die Verhältnisse um mich seit meiner frühen Jugend hergaben.

Als ältestes Kind eines Pfarrsigristen — 1914 geboren — war ich eingebettet in das katholische Leben einer grossen Pfarrei im Luzerner Hinterländer Napfgebiet. Dabei stand ich täglich im Spannungsfeld zwischen amtskirchlicher Forderung und volkskatholischer Brauchtümlichkeit. Ich möchte auch nicht verschweigen, dass ich schon früh manches, was sich da in diesem religiösen Sosein einer katholischen Landgemeinde als Menschliches und Allzumenschliches formalistisch und oft sogar schmarotzerhaft eingenistet hatte, als Last empfunden habe. Aber ich stehe in Schweigen vor den letzten Dingen eines Menschen, dem seine Kirche doch unsäglich viel Trost darzubieten hat. Und mit nicht minder grosser Ehrfurcht erinnere ich mich an die damals selbstverständliche Tatsache, dass die Menschen im Tode von den Ihren umgeben waren.*

In Erwartung des Todes

Für den Menschen früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte hatte der Tod nur einen Schrecken: sein urplötzliches, unerwartetes Erscheinen, die Abberufung ohne Vorwarnung. «Vor einem jähnen, unvorhergesehenen Tod bewahre uns, o Herr.» Diesem Flehruf begegnen wir in Gebetbüchern immer und immer wieder. Aber auch das Volk hat in vielfältiger Weise der inständigen Bitte um einen guten Tod Ausdruck gegeben. Beim abendlichen Familienrosenkranz zur Winterszeit war es Brauch, ein Vaterunser und Ge Grüsst-seist-du-Maria beizufügen mit der Bitte: «*Zu Ehre der heilige Sant Barbere, si wollis nid un'biichtet lo stärben und zerscht des hochheiligschte Sakremänt des Altares teilhaftig lo wärde.*» So hat das Bauernvolk in eigener, seinem Idiom angeglichener Gebetssprache der heiligen Barbara als Schutzpatronin und Fürbitterin vor einem unvorhergesehenen Tod seine Bitte vorgetragen. Auch dreimal am Tage, bevor man vom Tische ging, betete man im Familienkreis um Beistand in der Todesstunde: «Durch deine heilige letzte Angst und schwere Verlassenheit, gütigster Herr Jesus Chri-

* Für den volkskundlich interessierten Leser: Was in dieser Arbeit beschrieben wird, ist zeitlich gültig für die 1920er Jahre, örtlich für das unmittelbare Napfgebiet des Luzerner Hinterlandes.

stus, wir bitten dich, verlasse uns niemals, jetzt und in der letzten Stunde unseres Absterbens. Amen.» Dieser Zusatz zum Tischgebet gehörte in unserer Gegend zum selbstverständlichen Familienbrauchtum.

Die Angst vor dem jähnen Tod ist in ihrer vollen Schwere nur dem verständlich, der die frühere Auslegung der kirchlichen Lehre von der ewigen Verdammnis und vom Fegfeuer berücksichtigt. Die Menschen bangten schon vor dem Gedanken an die Möglichkeit, ohne die Sterbesakramente — Beicht, Kommunion und Krankenölung — aus diesem Leben scheiden zu müssen. «*Wenn i nur nie unerwartet muess ab de Wält*», sagten die Leute, «*un'biichtet stärbe, bhüet is Gott!*» Eines plötzlichen Todes sterben, ohne Beistand eines Priesters, war nach dem Volksglauben Inbegriff und Höhepunkt aller Tragik.

Das Volk kümmerte sich sehr darum, wie jemand gestorben war. Es gab ja auch den Spruch: «*Wie eine läbt, so stirbt er*». Bei einer Todesnachricht lautete die erste Frage fast immer: «*hett er no chönne d Andacht mache?*» Unter *Andacht mache* verstand man den Empfang der Sterbesakramente. Nach damaliger Auffassung lag das Schwergewicht auf der Beicht. Es war ein grosser Trost für die Angehörigen, wenn sie sagen konnten, der Verstorbene habe noch beichten können. Recht nachdenklich stimmte dagegen schon die Nachricht: «*sie heinem no chönne s heilig Öl gää*»; oft hiess es sogar «*nur no ...*» Der volle Trost lag darin, wenn man sagen konnte, der Verstorbene habe noch *verwahrt* werden können.

Die Frage, ob jemand vor dem Tode *d Andacht* noch habe machen können oder nicht, belastete das Volksgemüt nicht zuletzt deshalb so sehr, weil die Amtskirche in aller Öffentlichkeit davon Kenntnis gab, ob jemand mit oder ohne Empfang der Sterbesakramente von dieser Welt geschieden war. Dies geschah bei der Verkündigung in der Kirche, am Tage nach dem Tode. Da hiess es denn auch, ob jemand «*wohlversehen mit den heiligen Sterbesakramenten*» dahingeschieden sei oder eben nur (so sagte das Volk) mit der heiligen Ölung. Wenn beim Verkünnen überhaupt nichts von Sterbesakramenten erwähnt wurde, wusste man, dass der Verstorbene *d Andacht nümme het chönne mache*.

Ob ein Mensch vor seinem Tode noch *verwahrt* werde konnte, wurde früher ins Sterbebuch der Pfarrei eingetragen. Zwei Beispiele aus dem Sterbebuch von Grosswangen mögen für andere sprechen:

«1745, 14. März begraben Johann Eyholtzer, 30 Jahre alt. Er war gelähmt und wurde von einer plötzlichen Atemnot befallen und starb ohne Sakramente.»

«1751, 24. März begraben den Gallus Egli, nachdem er durch fallendes Holz verwundet worden war, versehen mit allen Sakramenten.»

Das Bemühen der Menschen, vor einem jähnen, unvorhergesehenden Tode verschont zu werden, geht denn auch wie ein roter Faden durch alles Beten und Bitten in persönlicher Andacht, im Familienkreis und in der Kirche. Fromme Personen, die es sich leisten konnten, liessen in Kirchen und Klöstern «für einen guten Tod» Messen lesen. Man betete nicht nur selber um eine selige Sterbestunde, sondern man liess auch andere für das gleiche Anliegen beten. Überall in unseren Dörfern gab es fromme Personen, meist ältere Jungfrauen, die sozusagen berufsmässig als Beterinnen tätig waren. Sie waren es auch, die mehrmals im Jahre grosse und kleine Wallfahrtsorte besuchten und Aufträge für Gebete um einen guten Tod entgegennahmen. Wenn man ihnen einen Zustupf an Geld oder Naturalien gab, nannte man das *z bätte gää*.

Besonders dringend wurde dieses Beten, wenn grosse Gefahr drohte und Menschenleben auf dem Spiele standen, wenn das Wasser kam, wenn Feuersbrünste den Himmel röteten. Wohl betete man da, dass die Menschen, die sich der Gefahr aussetzen mussten, vor Unglück verschont werden möchten, aber man wusste um die Unzulänglichkeit menschlichen Bettens und setzte darum gleich dahinter das Gebet um einen guten Tod. Zu den grossen Gefahren zählte in fröhren Jahrhunderten auch das Reisen. Darum wurde, wenn ein Familienangehöriges irgendwo unterwegs war, daheim besonders inständig gebetet. Und auch hier wieder: Sollte Gott in weiser Voraussicht ein Unglück zulassen, möge er doch der Seele des Betroffenen gnädig sein.

Stellvertretend im Beten um einen guten Tod flaskerten jahraus, jahrein in Häusern und Kapellen Kerzen und Ampeln, meist zum Troste der armen Seelen, wie das Volk sagte, denn der Glaube an die mächtige Fürbittekraft der armen Seelen war tief verwurzelt. Dann gab es aber auch in mancher Pfarrei eine Glocke, deren Läuten der Bitte um einen guten Tod gleichkam. Häufig nannte man dieses Läuten auch *übere Wäag lüüte*, denn es war ein Mahnen und Bitten für alle, die unterwegs waren und sich in Gefahr befanden. Schliesslich gab es da und dort in unseren Pfarreien auch die Guttod-Bruderschaften, deren Mitgliedern Gebetspflichten oblagen, die wieder dasselbe Anliegen hatten: den guten Tod. Den Mitgliedern wurde empfohlen, nach der Regel «lerne jeden Tag sterben, so stirbst du leicht im wirklichen Tode» zu leben und besonders am Donnerstag, dem Tag der Todesangst Christi, um einen guten Tod zu beten. Da Sankt Barbara Patronin für

einen guten Tod ist, wirkten auch die nach ihr benannten Bruderschaften in der gleichen Richtung. In diesen Bruderschaften waren keineswegs nur ältere Leute, denen der Tod nach menschlichem Ermessen vor der Türe stand; Menschen im besten Alter waren ja besonders bedroht vom jähnen, unvorhergesehenen Tod.

Sonst aber hatte der Tod für den Menschen vergangener Tage keinen Schrecken. Kranke und alte Leute erwarteten ihn mit Gelassenheit. Sie vertrauten als einfache Leute dem Glauben, dass Hinscheiden nur Übergang sei. Bis es soweit war, fanden sie Trost im Gebet, sowohl im eigenen als auch in demjenigen ihrer Angehörigen. Manchen Menschen, der auf einem entlegenen Heimwesen in der zerklüfteten Napflandschaft aufgewachsen war, drängte es im Alter ins Dorf oder doch in dessen Nähe. Man betrachtete es als erstrebenswertes Ziel, im vorgerückten Alter täglich in die Kirche gehen zu können. Diese Bindung an das Gotteshaus kann nur aus der Zeit heraus verstanden werden, in der diese Menschen lebten, und es sind auch die topographischen Verhältnisse mitzuberücksichtigen.

Das letzte Hemd hat keine Tasche. Das Los der materialverhafteten Menschen war damals nicht anders als heute; der Abschied ist gar schwer, wenn man nichts ins Jenseits mitnehmen kann. Die meisten Menschen unserer Landschaft waren glücklich und zufrieden mit dem, was sie hatten und empfanden es als Glück, dass sie *überäne* nicht mehr auf materielle Güter zu bauen brauchten. Wer die Gnade hatte, so zu denken, dem war es ja auch möglich, in den Jahren vor seinem Tode etwas auf die himmlische Bank anzulegen. Die rechte Hand tat vieles, was die linke nicht wusste. Viele Leute haben öfters *für Mässe 'gää*, wie sie sich ausdrückten, andere *z Almuese*.

Die armen Leute liefen ja damals noch täglich auf den Strassen herum; sie waren wohl *i der Astalt* (so nannte man das Armenhaus) untergebracht, wo sie ein Dach über dem Kopf hatten und zu essen bekamen, aber das *Umezundle* lag ihnen eben im Blut, und sie klopften mit Vorliebe bei jenen Leuten an, deren Leben bereits auf das Sterben hin ausgerichtet war. Das war auch jene Zeit, da die vielen Missionshäuser und -gesellschaften die Möglichkeiten mit dem grünen Einzahlungsschein entdeckt hatten. In mancher Stubenecke älterer Leute stand das Kässlein mit dem Nicknegerlein (Kässchen, auf dem eine Negerfigur kniet, die mit dem beweglichen Kopfe nickt, wenn man ein Geldstück in die Kasse wirft), das an bösen Tagen, wenn das Herz nicht mehr recht wollte oder die Beine zu versagen drohten, manchen Zustupf erhielt; mit zwanzig Franken aus dem Negerkässlein konnte man *es Heidechindli chaufe*. Dieses aber betete dann,

wenn es gekauft war, auf einer Missionsstation im fernen Afrika zum europäischen Gott, er möge dem edlen Spender des Kaufpreises eine selige Sterbestunde verleihen. Ja, so stellte man sich das vor.

Es war auch jene Zeit, da die Herz Jesu-Freitage in Übung gekommen waren. Das will heissen, dass man jeweils am ersten Freitag im Monat beichtete und beim Morgengottesdienst zur Kommunion ging. Man sagte dem *d Härz Jesu-Friitige mache*. Dieser kirchliche Brauch geht zurück auf Verheissungen an die sel. Margaretha Alacoque, wonach alle, die an neun aufeinanderfolgenden ersten Freitagen im Monat kommunizierten, nicht in Ungnade sterben würden.

Jene Menschen, die jahrelang ans Bett gefesselt waren und das Haus nicht mehr verlassen konnten, wurden mehr oder weniger regelmässig von einem Priester besucht. Manche waren zuletzt nur noch ein Häufchen Elend, aber es hat damals selten ein Familienangehöriges daran gedacht, den kranken Vater oder die vom Tode gezeichnete Tante in einem Heim oder Spital zu versorgen. Wohl hatte man zuhause nicht viel zu bieten, meist nicht viel mehr als eine einfache Kammer mit einem Bett, einem Schrank und einem Stuhl. Das Daheimsein zählte mehr als Komfort. Der Kranke hatte die Seinen um sich und konnte Zwiesprache halten mit den vertrauten Heiligen, die ihn von den Tafeln an den Wänden anblickten. Diese hatten schon den Vater und die Grossmutter sterben sehen, und alles war noch dasselbe wie vor Generationen, das Täfer an der Wand, die Unterzüge an der Diele, die Äste im rauchbraunen Tannenholz und das Knarren des Bodens. Wohl waren da und dort die Worte mit dem Kranken, wenn man ihm das Süpplein oder den *Kafibroche* hinstellte, recht knapp, aber der Menschenschlag in der Napflandschaft ist sich an kurzen Bescheid gewöhnt, das Schweigen liegt ihm besser als das Wortemachen.

Viele alte Leute haben während jahrelanger Krankheit immer wieder mit dem Herrgott abgerechnet. Der Priester ist von Zeit zu Zeit zu ihnen gekommen, sie haben dem Beichtvater ihre Nöte und Bedrängnisse anvertraut, und er hat sie, seiner Sendung gemäss, von ihren Sünden freigesprochen. Dann haben sie in der Kommunion den Leib des Herrn empfangen, und manchmal, wenn es schien, dass sich ihr Gesundheitszustand sichtlich verschlechtert habe, hat ihnen der Priester die Krankenölung erteilt, *s heilig Öl'gää*, wie es im Volksmund hiess. Viele Kranke haben sich — oft mit ihren Angehörigen — gesträubt, ohne offensichtliche Not die Krankenölung zu bekommen, denn das Volk sagte, wer die *legscht Ölig* gehabt habe, *ghööri de Gugger nümmee brüele*.

In Ruhe und Gelassenheit haben die meisten alten Menschen den Tod erwartet. Sie haben sich in die Hände Gottes empfohlen, haben gebetet und wieder gebetet und haben darin ihren Trost gefunden. Manchem Todkranken sind bis nahe an die letzten Atemzüge die Rosenkranzperlen durch die Hand geglichen.

In Angst und Not

Es konnte aber vorkommen, dass ein Mensch plötzlich schwer krank wurde oder dass sich ein Unglück ereignete. Dann berichtete man in grosser Not dem Priester, er möge eilends mit den Sterbesakramenten kommen. Für die Priester war diese Aufforderung eine schwere Gewissensverpflichtung, und ich weiss aus eigenem Erleben, wie ernst sie diese genommen haben; der Weg wurde auch unter den widerlichsten Umständen sofort unter die Füsse genommen. Der Versehgang zu einem Schwerkranken glich oft einem Wettkampf mit dem Tode.

Zuerst musste aber noch der Sigrist benachrichtigt werden. Bis in die 1930er Jahre ist ein Priester fast nie allein mit der letzten Wegzehrung zu einem Kranken oder Verunfallten gegangen. Immer musste der Sigrist oder ein Ministrant mit. Beide, Priester und Begleiter, gingen im weissen Chorrock, voraus der Sigrist mit der Verwahrlaterne, in der eine Kerze brannte; am Bügel der Laterne hing ein Glöcklein, das dazu diente, den Leuten das Vorbeigehen des Priesters mit dem Allerheiligsten anzukündigen.

Zuerst rüstete man sich in der Sakristei für den Versehgang aus. Der Priester nahm, nachdem er den Chorrock und die Stola angezogen hatte, das *Verwahrchrüüz*, in dem je eine Kapsel für das Allerheiligste und das Krankenöl untergebracht war. Der Sigrist machte die *Verwahrlatärne* bereit, zündete in ihr die Kerze an, nahm meist noch eine Reservekerze in die Tasche und zog dann ebenfalls den weissen Chorrock an. So ging man zum Hochaltar. Während der Priester dem Ziborium im Tabernakel mindestens zwei konsekrierte Hostien entnahm und sie ins Verwahrkreuz legte, ging der Sigrist ins Glockenhaus, um die *Verwahrglogg* zu läuten. Wer gerade in der Nähe der Kirche war, kam herein, um den Segen, den der Priester vom Altar aus mit dem Verwahrkreuz erteilte, zu empfangen, andere warteten vor der Kirchentüre, um dem Allerheiligsten die Ehre zu erweisen.

Es ist notwendig, dass wir hier noch einige Mundartausdrücke erklären. Das Spenden der Sterbesakramente im Hause des Kranken nannte man in der Mundart unserer Gegend *verwahre*; einige Leute, die sich weniger *büü-*

risch ausdrücken wollten, sagten *versee*. Der Versehgang war der *Verwahrgang*. Man hat einen Schwerkranken *lo verwahre*. Dasselbe war gemeint, wenn gesagt wurde, man habe *de Heer lo choo*. Wenn die Leute sagten *de Heer chunnt*, war damit das Kommen des Priesters mit dem Allerheiligsten in Begleitung des Sigristen zu verstehen.

Das Zeichen, das mit der *Verwahrglogg*e gegeben wurde — man hat es auch *Verwahrelüüte* genannt — hatte den Zweck, dem Volke in feierlicher Weise den Vorbeigang des Allerheiligsten anzuseigen. An vielen Orten war die Versehglocke eine Glocke, die man sonst nicht oder nur bei seltenen Gelegenheiten läutete. Bei uns war es die Sturmglecke, die zusammen mit andern Glocken bei Feuersbrunsten und bei Hochwasser geläutet wurde. Die Leute wollten wissen, dass diese Glocke, die sie selten hörten und die für sie ein Zeichen höchster Not war, einen Sprung habe. Wenn ich mich recht erinnere, hat man früher erzählt, bei welchem Anlass — es muss ein ganz schlimmer gewesen sein — sie diesen Sprung bekommen habe. An manchen Orten kannte man das *Verwahrelüüte* nicht am Ton der Glocke, sondern am *Underzieh* beim Läuten; man hat dabei die Glocke aufgehalten und dann wieder zu läuten begonnen. Je nachdem, ob ein- oder zweimal unterzogen wurde, handelte es sich bei der Person, die versehen werden sollte, um eine Frau oder einen Mann.

Wenn man in den Häusern die Versehglocke anschlagen hörte, sagte man: «*si möi öpper go verwahre, — bets ächt i öpperem öppis 'gää?*» Man stand vor die Häuser und schaute nach der Kirche, um zu sehen, wohin *de Heer* gehe. Wenn es hiess *de Heer chunnt*, ging alles, was gehen konnte, vor die Häuser oder an die Strasse, um niederzuknien. Der vorübergehende Priester machte mit dem Versehkreuz das Kreuzzeichen über die Anwesenden. Diese bekreuzten sich selber auch und schauten dem Priester meist noch lange nach, um zu sehen, ob er in ein Haus gehe. Dieses Hinausknien vor die Häuser wurde von unserem Volk als schwere Gewissensverpflichtung aufgefasst; man betrachtete es als eine besondere Gnadengelegenheit, den Segen mit dem Allerheiligsten zu bekommen. Kranke Leute, die das Haus nicht verlassen konnten, öffneten die Fenster, um so des Segens teilhaftig zu werden. Sogar die alten *Süüffeler*, die in den Wirtshäusern hinter den Tischen hockten, kamen hervor und bemühten sich mit knarrenden Kniegelenken auf die Strasse, meist allerdings erst, wenn ihnen die rabiate Wirtin Beine gemacht hatte.

Dieser feierliche Versehgang *im Wysse*, wie die Leute sagten, ist als theophorische Prozession («Gott tragend») im Kleinen aufzufassen. In frü-

hern Jahrhunderten ist es dabei recht feierlich zugegangen. In grössern Ortschaften wurde der Priester sogar von mehreren Männern begleitet; einer von ihnen trug einen kleinen schirmartigen Baldachin. In unseren abgelegenen Landpfarreien war man etwas nüchtern. Robuste Kleidung und gutes genageltes Schuhwerk waren für Priester und Sigrist wichtiger als grosses Zeremoniell. Allem voran stand die Pflicht, so rasch wie möglich beim Kranken zu sein.

Ich könnte jetzt von stundenlangen Märschen durch die Gräben und über die Eggen der Napflandschaft berichten. Als kleiner Schulbub habe ich diese Verwahrgänge schon mitgemacht, um meinen Vater, der ein Hungerlönlein hatte, zu entlasten. Wie oft sind wir mitten in der Nacht bei Sturm und Regen unterwegs gewesen, haben uns in *sturmsdickem* Nebel verirrt, sind im Winter durch Wächten gewatet oder sind auf allen Vieren die vereisten Wege in den steilen Wäldern hinaufgekraxelt. Gleich mir werden sich manchem Priester, der damals als junger Vikar in der weitläufigen Napfpfarrei diente, die stundenlangen Verwahrgänge eingeprägt haben. Wie oft sind wir schweigend durch die Winternacht gestapft und haben mit dem fahlen Licht der Verwahrlaterne die Fussspur jenes Menschen gesucht, der uns vorausgegangen war; kein Laut in der Weite der Landschaft, gläsernes Knirschen des Schnees unter den Schuhsohlen, von ferne manchmal das Bellen eines Hundes, sonst nichts.

Solche Verwahrgänge in stürmischen Winternächten haben manchem «Heimatdichter» den Stoff für mehr oder weniger rührselige Kalendergeschichten geliefert. Ich habe die Märsche in der steilen Napflandschaft nie als rührselig empfunden. Die Wirklichkeit war viel zu hart, und es hat auch der weisse Chorrock nichts daran geändert.

Es wäre eine Lüge, wenn ich sagen würde, wir hätten es gerne getan. Aber es wäre ebenso unwahr, würde ich sagen, es hätte sich etwas in uns gesträubt. Wir wussten gar oft, dass es der Wetlauf mit dem Tode eines Menschen war, eines Sterbenden, der sich nach der letzten Tröstung sehnte. Das Volk war in seinen diesbezüglichen Forderungen hart. Jedermann rechnete damit, dass Priester und Sigrist zu jeder Tages- und Nachtstunde bereit waren und ohne Zögern den Weg zum Kranken unter die Füsse nahmen. Die Ortsabwesenheit eines Pfarrers wurde vom Volk nur schwer verstanden, und es gab in einer Pfarrei wochen- und monatelang zu reden, wenn einmal der Priester nicht gleich zur Stelle war, wenn er zu einem Verwahrgang gerufen wurde. In den meisten Landpfarreien waren damals zwei Priester, der Pfarrer und ein Vikar oder Kaplan, und es kam praktisch überhaupt nicht

vor, dass sich beide gleichzeitig ausser Orts begaben. Die bedingungslose Bereitschaft zur Sakramentenspendung im Notfall gehörte zu den strengsten Pflichten eines Seelsorgers.

Darum ist es heute nur noch schwer verständlich, dass die Geistlichkeit von damals an der traditionellen Form der Versehgänge festhielt. Die meisten jungen Vikare hatten das Velofahren gelernt, und es hätte den Gang zum Kranken zeitlich ganz bedeutend verkürzt, hätte man wenigstens auf den Talstrassen das Fahrrad benützt. Aber die barocke Feierlichkeit der Sakramentenspendung war brauchtümlich tief verwurzelt. Es waren nicht nur die Geistlichen, die an den alten Formen festhielten, auch das Volk war nur ungern bereit, diese preiszugeben. Nach und nach kam es dann aber doch, dass der *Heer* seltener in feierlicher Weise auf die Strasse ging. Die Verwahrgänge wurden immer mehr inkognito gemacht, *im Schwarze*, sagte das Volk, und es setzte meistens noch das Wörtchen «nur» davor: der Geistliche sei *nur im Schwarze 'gange*, was etwa soviel hiess wie «nicht richtig».

Das Verhalten des Volkes war in diesen Dingen merkwürdig zwiespältig. Einerseits legte man grossen Wert auf das Zeremoniell und war nicht bereit, die feierliche Form des Verwahrganges preiszugeben. Anderseits aber wollte man verhüten, dass viel Aufhebens gemacht würde, damit kein Gerede entstand, denn vielleicht hatte die letzte Stunde des Kranken doch noch nicht geschlagen. Wenn aber *de Heer is Hus* kam, «musste» jemand im Sterben sein, und es wurde eigentlich nur noch darauf gewartet, dass einem Menschen das Endzeichen geläutet würde. Darum die allgemeine Zurückhaltung und gleichzeitig der verbreitete Brauch, *de Heer znacht lo zchoo*. Tatsächlich waren die weitaus meisten Versehgänge in der Nacht. Nachts wurde die Verwahrglocke nicht geläutet, was zur Folge hatte, dass kein Gerede entstehen konnte. Es besteht kein Zweifel, dass sogar in manchen dringenden Fällen absichtlich bis zum Abend gewartet wurde; das hatte noch den Vorteil, dass Priester und Sigrist die Unordnung, die damals in vielen Häusern herrschte, weniger sehen konnten.

Um das alles noch verständlicher zu machen, muss beigefügt werden, dass es zu jener Zeit gar nicht üblich war, die Sakramente öfters zu empfangen, und es war auch nicht Brauch, ohne vorherige Beicht zur Kommunion zu gehen. Auf dem Lande gingen viele Leute nur an Ostern und Allerheiligen beichten und kommunizieren, wenn es gut ging noch an Weihnachten und Pfingsten und an grossen lokalen Kirchenfesten. Wer öfter ging, fiel aus dem Rahmen und gehörte im Volksmund zu *de Ganzguete*. Die Abnei-

gung davor, zu den *Ganzguete* gezählt zu werden, war mit ein Grund für die Zurückhaltung, wenn es darum ging, *de Heer lo zchoo*.

Wenn der Priester zum Hause des Kranken kam, knieten die Angehörigen mit gefalteten Händen vor der Haustüre oder bildeten im Hausgang kniend Spalier. Die Familien waren damals noch gross, und die Spendung der Sakramente im Hause eines Kranken oder Sterbenden wurde oft zu einem eigentlichen Familiengottesdienst. Beim Betreten des Hauses gab der Priester den Knienden mit dem Verwahrkreuz den Segen und sagte «*Gelobt sei Jesus Christus*», worauf die Anwesenden antworteten «*In Ewigkeit, amen*».

Im Krankenzimmer war in der Regel alles bereitgestellt. Neben dem Krankenbett stand ein kleiner Tisch, der mit einem weissen leinenen oder baumwollenen Tuch bedeckt war. Man nannte dieses *Verwahrtuech*; es war häufig mit religiösen Motiven bestickt und hatte keine profane Zweckbestimmung. In der Mitte des Tisches stand ein Kruzifix, das *Verwahrchrüüz*, links und rechts davon je ein Kerzenstock mit einer brennenden Kerze. Meist verwendete man für den Verwahrtisch gesegnete bunte Kerzen, die man von einer grösseren Wallfahrt heimgebracht oder an der letzten Volksmission gekauft hatte. Auf dem Tisch stand ferner ein Glas Weihwasser mit einem Sefi- oder Buchsbaumsträusschen, ein Glas mit Trinkwasser, eine Schale oder ein Teller mit Wattebauschen und Salz, auch etwa ein kleines Tüchlein oder ein Handtuch. Wir brauchen uns mit diesen Dingen nicht einzeln zu beschäftigen; wer dies möchte, leiht sich am besten ein Rituale aus früherer Zeit, wo auch die für die Sakramentenspendung am Krankenbett vorgeschriebenen Gebete zu finden sind.

Zu sagen ist noch, dass es Brauch war, jungen Brautleuten zur Hochzeit eine Versehgarnitur, s *Verwahrzüüg*, zu schenken; manchmal war dieses seit Generationen vererbt. In den meisten Häusern war es üblich, dass man alles, was zur Herrichtung des Verwahrtisches notwendig war, fein säuberlich in einer Schachtel aufbewahrte, damit es zur Stelle war, wenn man es brauchte. In manchen Familien wurde der Verwahrtisch mit Bildern, Statuen und (meist künstlichen) Blumen zu einem eigentlichen kleinen Hausaltar ausgestaltet. Am Boden vor dem Verwahrtisch war ein mit einem Kissen bedeckter Schemel hingestellt, worauf der Priester knien konnte.

Wer in einem Haus wohnte, an dem an Fronleichnam die Prozession vorbeikam, hatte für das *Verwahrzüüg* noch einen andern Verwendungszweck. Man gestaltete damit auf einem Fensterbrett oder vor dem Hause ein Altärchen, das — wie der Verwahrtisch — zur Ehre des Altarssakra-

mentes aufgestellt war. Dieser Brauch war geradezu Gewissenspflicht für alle, die am Prozessionsweg wohnten; wer nicht mitmachte, musste damit rechnen, dass er bös ins Gerede kam. Nach dem Erteilen des Segens mit dem Verwahrkreuz wandte sich der Priester mit ein paar freundlichen und tröstenden Worten an die kranke Person und bereitete diese auf den Empfang der Sterbesakramente vor.

Während der Spendung der Sakamente knieten die Familienangehörigen um den Verwahrtisch oder vor der Zimmertüre und beteten mit dem Priester die allgemein bekannten Gebete; der Sigrist kniete hinter dem Priester auf dem blossen Boden. Nach den Eingangsgebeten verliessen die Angehörigen mit dem Sigristen für eine Weile das Zimmer, damit der Kranke beichten konnte, falls sein Zustand dies noch erlaubte. Während der Beichte wurde die Zimmertüre geschlossen. Der Sigrist betete mit den Hausleuten in der Stube oder Küche die ersten Gesätzlein eines Rosenkranzes oder ein *Föifi*, das sind fünf Vaterunser und Ave Maria, und *de Glaube*, das Glaubensbekenntnis. Nachdem der Priester die Zimmertüre wieder geöffnet hatte, wurde dem Kranken die Kommunion und anschliessend die Krankensalbung oder wie das Volk sagte *die legscht Ölig*, gespendet. Meist hatte der Kranke dabei einen Rosenkranz, ein *Bätti*, um die Hände geschlungen, oft hielt er auch ein kleines hölzernes Kreuzlein in den gefalteten Händen. Es konnte vorkommen, dass dieses *Verwahre* eine Stunde oder noch länger dauerte, dann nämlich, wenn der Priester annehmen musste, der Kranke werde sein Leben bald aushauchen. Die Kirche hat für ihren Beistand beim Abschiednehmen aus dieser Welt eine Reihe ergreifender Empfehlungen, Bitten und Gebete, die der Priester dem Sterbenden vorspricht. Beim Verlassen des Hauses erteilte der Priester mit dem Verwahrkreuz nochmals allen Anwesenden den Segen. Damit er auch auf dem Rückweg mit dem Allerheiligsten den Segen geben konnte, hatte er zwei konsekrierte Hostien ins Verwahrkreuz mitgenommen. Das Krankenöl, das vom Bischof jeweils in der Karwoche geweiht wird, befand sich in einer Kapsel im Sockel des Verwahrkreuzes. Die Wattebauschen, die bei der Krankensalbung verwendet worden waren, übergab man dem Feuer, ebenso das Wasser, in das der Priester seine Finger getaucht hatte.

Ich erinnere mich an jene Zeit, da ältere Ärzte noch mit einem Pferdefuhrwerk kamen. Das war allerdings nur auf der Talstrasse eine Hilfe. Der Weg in die abgelegenen Heimwesen im Napfgebiet musste zu Fuss bewältigt werden. Oft schickte man dem Arzt eine Person entgegen, die ihn bis zum Hause begleitete. Die jüngern Ärzte hatten bereits Autos, und es

konnte dann vorkommen, dass, wenn *de Heer und de Dokter* miteinander gerufen wurden, der Arzt den Priester mitnahm.

Ich bin oft bei Verwahrgängen dabeigewesen, bei hablichen Leuten, aber auch in armseligen Hütten weit hinten in der Einsamkeit der Napf-Landschaft. Der Mensch, der da im Krankenbett liegt, vielleicht ist es sein Totenbett, ist immer derselbe. Er stammelt in seiner letzten Not, und aus seinen Augen leuchtet tiefer Dank für den Beistand. Oft habe ich die letzten Worte Sterbender gehört, habe erschütternde Szenen der Auflösung alten Grolls mitangesehen, und ich habe auch oft gestaunt, wie junge Priester für Sterbende die rechten Worte fanden. Ganze Familien waren manchmal um ein Totenbett versammelt, haben dem Scheidenden zum letztenmal ihr Zusammengehören bekundet und damit ein Zeichen gesetzt, dass man sich im Jenseits wieder sehen werde. Ich habe gespürt: Hier weiss man, was die Gemeinschaft der Heiligen zu bedeuten hat. Und dann, wenn der letzte Atem verhaucht war, ist ein Angehöriges gekommen und hat dem Verschiedenen mit Selbstverständlichkeit die Augen zgedrückt: «Herr gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm».

Hier in der Familiengemeinschaft hatte der Tod keinen Schrecken. Ich habe bei diesen einfachen Leuten nie Furcht vor einem Toten gesehen, kein Befremden oder Nichtansehenkönnen. Alles ist so natürlich verlaufen, ohne künstliche Mittel, einfach so. Nur eben: der Beistand der Kirche durfte nicht fehlen. Die Kirche hat ja mit ihren Sterbesakramenten unvergleichlich viel mehr zu bieten als nur Worte. Das Volk hat die Symbolsprache und die Gestik des Priesters sehr wohl verstanden, hat aber auch den Sakramenten als Mittel zur Heiligung einen kaum aussprechbaren Wert beigemessen.

Und noch etwas muss gesagt werden: die Menschen von damals haben es als grossen Vorzug und gütige Fügung angesehen, beim Tode eines Mitmenschen dabeisein zu dürfen. Ganze Familien sind vor dem Tode ihrer Eltern von weither nach Hause gekommen und haben abwechselungsweise die Eltern in ihren letzten Erdentagen betreut. Es hat immer geheissen, es liege ein grosser Segen darauf, beim Sterben der Eltern daheim zu sein. Überhaupt betrachtete man es als gütiges Schicksal, beim Tode eines Menschen anwesend sein zu dürfen.

Wenn nicht Familienangehörige den Dienst am Sterbenden tun konnten, taten es Nachbarn und Bekannte. In den meisten Gemeinden gab es Frauen, die sich in der Betreuung von Kranken auskannten. Man nannte eine solche Frau *Luegeri*. Es war geradezu beispielhaft, wie diese Frauen

manchmal die Dinge in die Hand nahmen, wenn beim Sterben kein Priester anwesend war. Mit schlichten, einfachen Worten waren sie imstande, einen Mitmenschen beim Heimgang in die Ewigkeit zu begleiten. Ich glaube immer mehr, dass dieses Beistehen an der Schwelle des Todes einer der grössten Liebesdienste ist, die ein Mensch seinem Mitmenschen erweisen kann.

Unser Volk hat nicht viel Wesen gemacht um diese Dinge, aber es ist innerlich bis in die letzte Faser der Seele dabeigewesen, wenn ein Nachbar oder Bekannter in den letzten Zügen lag. Überall in den Kapellen unserer Landschaft wurde in der Sterbestunde eines Mitmenschen gebetet. Es war so Brauch, dass die Angehörigen eines Sterbenden ihren Nacharn berichteten, sie mögen doch so gut sein und dem Dahinscheidenden im Gebete beistehen. Die Leute verliessen mit Selbstverständlichkeit ihre Arbeit, taten sich zu einer Beterschar zusammen, meist waren es neun oder vierzehn, und gingen zur nächsten Kapelle, wo dann ein Rosenkranz oder Psalter gebetet wurde. Häufig waren es Kinder und Frauen, aber unsere Bauern hielten es durchaus für schicklich, ebenfalls dabeizusein, wenn es darum ging, einem Nachbarn den letzten Beistand leisten zu können, — zu dürfen. An manchen Orten war es Brauch, dass man ins Schulhaus berichtete. Der Dorflehrer von Altbüron hat mir öfters davon erzählt, wie er mit Schülern in die St.-Antonius-Kapelle beten gegangen sei, wenn im Dorfe jemand im Sterben lag.

Das Volk hat sehr grossen Wert darauf gelegt, dass ein Mensch nicht ohne Empfang der Sterbesakramente aus diesem Leben scheiden musste, und es hat in diesem Zusammenhang seine Priester mit einem Nimbus umgeben. Wer von einem Priester übel rede oder ihm sogar etwas antue, hiess es, habe damit zu rechnen, dass er nicht die Gnade haben werde, einen Priester an seinem Sterbelager zu haben, sodass er *un-'biichtet* sterben müsse. An Exempeln hat es nach der Volksmeinung nicht gefehlt, und es gab Aufpasser in Scharen, wenn es hiess, es sei jemand eines plötzlichen Todes gestorben.

Unser Landvolk hat auch immer von sonderbaren Fähigkeiten seiner Priester zu berichten gewusst. Man hat gesagt, jeder Priester habe bei seiner Weihe die Wahl zwischen drei Vollmachten. Die erste sei die, dass er beim Tode eines Menschen dessen jenseitiges Schicksal erkenne, die zweite Vollmacht gebe ihm Gewalt über Gewitter und die dritte verleihe ihm die Fähigkeit, Kranke zu heilen. Ich habe selber Priester gekannt, denen man eine dieser Fähigkeiten nachgesagt hat. Mich hat als Schulbub immer die erste

dieser drei Vollmachten beschäftigt, und ich habe fest daran geglaubt, der Pfarrer habe jeweils «gesehen», wohin die Seele eines Sterbenden gegangen war, wenn wir von einem Verwahrgang heimkehrten. Man hat damals auch gesagt, der Priester sehe einem Schwerkranken bei der Sakramentenspendung an, ob er bald sterben werde. Man darf diese Dinge nicht alle als erfunden oder angedichtet bezeichnen. Ich habe selber Priester gekannt, die für sich selber äusserst anspruchslos waren und ihr Letztes für die ihnen anvertrauten Menschen hingegeben hätten; es hat darunter zweifellos gottbegnadete Beter gegeben, denen sonderbare Fähigkeiten nicht abzusprechen sind. Es muss allerdings auch bemerkt werden, dass es für diesen oder jenen Priester besser gewesen wäre, wenn ihm das Volk nicht so grosse übersinnliche Fähigkeiten zugebilligt hätte, denn das Ertragen solcher Zubilligungen verlangte aussergewöhnliche Charakterstärke.

Man müsste hier, da wir vom Hinscheiden eines Menschen sprechen, auch etwas sagen über andere Dinge, die das Volk von jeher stark beschäftigt haben: die Todesvorahnungen und -vorzeichen. Die Erzählungen und Berichte, die ich selber seit meiner frühen Jugend bis in unsere Tage gehört habe, gehen zahlenmässig ins Unübersehbare. Es soll an anderen Stellen dieser Arbeit noch davon die Rede sein.

Die Stunden und Tage nach dem Tode

Nun lag der Tote auf seinem Sterbebett, das Tage zuvor noch sein Krankenbett gewesen war. Dies war durchaus der Regelfall; der Tod in einem Spital gehörte dazumal noch zur grossen Ausnahme. Es dachte auch niemand daran, den Toten in ein anderes Bett zu bringen; vom Einsargen konnte schon gar keine Rede sein.

Eine der ersten Verrichtungen nach dem Hinscheiden war die, dass man der *Bätteri* berichtete. So nannte man jene Frau, die Totenwache hielt, denn es war strenger Brauch, dass man einen Toten nicht allein liess. Es gab in jeder Gemeinde solche Beterinnen. Meist war es die gleiche Frau, die auf dem Friedhof die Gräber besorgte und in die Spritzkessel Weihwasser nachfüllte.

Wenn die *Bätteri* kam, wusch sie zuerst den Toten, versah das Totenbett mit frischer Wäsche und kleidete den Verstorbenen ein. Es war sowohl bei Männern wie Frauen üblich, dass man ihnen die Sonntagskleider anzog. Auch Schuhe bekamen sie an die Füsse, denn das Volk sagte, die Verstorbe-

nen müssten gut gekleidet sein, damit sie am Jüngsten Tage bei der Auferstehung in rechter Kleidung vor dem ewigen Richter erscheinen können. Da sich die Kleidersitten in den letzten Jahrzehnten stark geändert haben, ist es vielleicht notwendig, dass man sagt, was man unter Sonntagskleidern zu verstehen hat. Träfer ist eigentlich der vom Volke häufig gebrauchte Ausdruck *Fyrtigchleider*. Das waren von Kopf bis Fuss jene Kleider, die man zum Gang in die Kirche trug, denn es wäre früher undenkbar gewesen, dass jemand in Kleidern, die an einem gewöhnlichen Werktag getragen wurden, zur Kirche gegangen wäre. In manchen Familien, wo man besonders Wert auf schickliche Kleidung legte, unterschied man zwischen Feiertags- und Sonntagskleidern. Vor allem traf dies bei Frauen zu.

Für seinen letzten Gang zur Kirche ausgestattet lag nun der Verstorbene auf seinem Totenbett. Die Hände, gefaltet auf dem weissen Leinentuch liegend, hielten ein Sterbekreuz und waren umwunden von einem Rosenkranz. Sterbekreuze hatte man in jedem Hause; meist wurden sie anlässlich einer Volksmission erstanden oder es hatte sie ein Familienangehöriges von einer grössern Wallfahrt mit heimgebracht. Sie mussten aus Holz beschaffen sein, so wollte es das Volk haben, denn der Erlöser sei an einem hölzernen Kreuz gestorben. Es war auch selbstverständlich, dass Sterbekreuze gesegnet waren; oft sagte man, es hafte ein Ablass daran.

In manchen Familien gab man einem Verstorbenen auch das persönliche Gebetbuch mit ins Totenbett und nachher in den Sarg. Rosenkranz und Gebetbuch waren zu jener Zeit noch Ausdruck und Bekenntnis der religiösen Haltung eines katholischen Christen. Aber manchmal wollten Rosenkranz und Gebetbuch in den Händen eines Verstorbenen mehr sein als religiöses Symbol. Man gab sie ihnen mit als liebe Dinge, an denen sie gehangen hatten, vielleicht waren Rosenkranz und Gebetbuch besonders wertvoll oder es verband sich mit ihnen die Erinnerung an besondere Tage, oft sogar an den Hochzeitstag.

Ich erinnere mich, dass man in meiner frühen Jugendzeit davon gesprochen hat, man gebe den Verstorbenen manchmal noch andere Dinge mit; leider ist mir entgangen, um was es sich gehandelt hat, und es wäre wohl auch nicht in jedem Falle zu erfahren gewesen, denn solche Dinge wurden oft unter strengstem Stillschweigen getan. Einem verheirateten Verstorbenen wurde der Ehering vom Finger genommen. Dieser wurde dann von einem Goldschmied abgeändert und vom noch lebenden Ehepartner getragen. Somit trug eine Witwe oder ein Witwer beim Tod zwei Eheringe; meist waren es die zwei ältesten Töchter, die diese Ringe erhielten oder dann eine

Tochter, die sich durch Pflege der Eltern besondere Verdienste erworben hatte.

Die Angehörigen des oder der Verstorbenen gaben sich mit Hilfe der Beterin Mühe, das Totenbett so herzurichten, dass der Entschlafene auf die Angehörigen und Besucher einen freundlichen und tröstlichen Eindruck machte. Man wusste, dass das Volk darauf schaute, ob es *e schöni Lych* sei. Verstorbene Jungfrauen trugen auf dem Totenbett meist ein weisses Kleid, und man schmückte ihr Haar mit einem Kranz von künstlichen weissen Blumen. Kinder im Kommunionalter (etwa zehn bis zwölf Jahre) trugen als Mädchen das *Kommunionchränzli*, als Knaben die damals übliche Weiss-sonntagskrone.

Während im Totenzimmer das einfallende Licht mit einem dunklen Tuche gedämpft und der Raum für den Besuch der Nachbarn, Verwandten und Bekannten hergerichtet wurde, sorgte jemand — meist waren es mehrere Personen — für die verschiedenen Besorgungen und Berichte. Zuerst ging jemand ins Dorf zum Pfarrer, um Bericht zu machen, ebenso aufs Zivilstandsamt und zum Arzt. Dann wurden die Verwandten benachrichtigt. Das war oft recht beschwerlich, denn die Telefone waren noch selten. Es konnte vorkommen, dass es einen Tag oder noch länger dauerte bis man Verwandte, die abseits von Dörfern wohnten, erreichte. Jemand ging in eine Druckerei, um die Leidzirkulare zu bestellen, andere bereiteten die Adressen vor. Oft nahm man die Hilfe des Pfarrers, eines Lehrers oder sonst einer schreibkundigen Person in Anspruch, wenn es darum ging, eine wohlklingende Todesanzeige zu verfassen, in der nichts vergessen sein durfte. Es ist allerdings zu sagen, dass längst nicht für alle Verstorbenen eine Todesanzeige im Lokalblatt erschien, geschweige denn dass ein Leidzirkular gedruckt wurde; weniger bemittelte Leute konnten sich das gar nicht leisten.

Zu jener Zeit, von der hier die Rede ist, gab es noch keine vorgefertigten Särge. Darum musste jemand am Körper des Toten das Mass nehmen und zum Schreiner gehen, um den Totenbaum — so nannte man den Sarg allgemein — machen zu lassen. Dies allein war schon ein Grund, warum man den Verstorbenen bis zum Vorabend der Beerdigung in seinem Bette lassen musste. Mein Grossvater war Schreiner, und ich war oft mit dabei, wenn Leute kamen und das mit einer Schnur genommene Mass des Toten brachten. Ein Schreiner auf dem Lande war immer vorbereitet für solche Fälle; er hatte geeignete Bretter, die nach Mass zugeschnitten werden konnten, ebenso die Farben und Lacke und die Sargverzierungen.

Schliesslich musste auch der Totengräber benachrichtigt werden; ihm wurden Länge und Breite des Sarges, wie sie der Schreiner angegeben hatte, mitgeteilt. Ebenso musste der Leichenwagenführer verständigt werden.

Ein uralter Brauch war zu beachten, wenn der Verstorbene Imker gewesen war. Sofort nach seinem Hinscheiden ging jemand aus der Familie zu den Bienen, um ihnen den Tod des Bienenvaters anzuzeigen. Man sah sehr streng darauf, dass dies nicht vergessen wurde, denn es hiess, die Bienenvölker würden sterben, wenn sie nicht Bescheid bekämen vom Tode dessen, der sie betreut hatte. Es ging also jemand hin, klopfte an jeden einzelnen Bienenstock und sagte dabei laut: «*De Vatter isch gstorbe*».

Am darauffolgenden Morgen wurde in der Pfarrkirche nach der Messe das Sterben verkündet. Der Priester richtete sich im Chor zu den Kirchenbesuchern und tat seine Pflicht mit folgenden Worten: «Andächtige im Herrn! Es hat Gott dem Allmächtigen gefallen, von diesem zeitlichen in das ewige Leben abzuberufen... (den Mann, die Frau, die Jungfrau) N. N. von X., welche(r) mit den heiligen Sterbesakramenten versehen gestern um .. Uhr, wie wir hoffen, selig im Herrn verschieden ist. Die Beerdigung wird ... gehalten werden. Lasset uns diese hingeschiedene Seele der unendlichen Barmherzigkeit Gottes anempfehlen und für sie beten zu Ehren der heiligen fünf Wunden Jesu Christi fünf Vater unser, fünf Ave und den Glauben. — In dieses Gebet wollen wir einschliessen die nächststerbende Person unserer Pfarrei, dass ihr Gott die Gnade verleihe vor ihrem Hinscheiden die Heiligen Sterbesakramente würdig zu empfangen und eine glückliche Sterbestunde zu erlangen. Im Namen des Vater usw.» (Formel nach dem Verkündbuch für die Pfarrkirchen des Kantons Luzern, 1899)

Dieser während Jahrzehnten gleich gebliebenen Formel schloss sich im Verkündbuch für den Priester die Weisung an, sich sogleich in seinen Betstuhl zu begeben und mit den anwesenden Gläubigen die fünf Vater unser usw. zu beten. Je nach Ortsüblichkeit wurde bei der Nennung des Namens des Verstorbenen auch seine Stellung im öffentlichen Leben erwähnt, ebenso das Alter. Dem Gebet schloss sich die Fürbitte an: «Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm. Herr, lass ihn ruhen im Frieden. Amen.»

Während der Verkündigung und dem darauffolgenden Gebet wurde mit allen Glocken geläutet. Man nannte das *s Ändzeie lüüte*. Dabei war es Brauch, der Pfarrgemeinde anzuzeigen, ob es sich beim verstorbenen Menschen um eine Frau oder einen Mann handelte. Das geschah so, dass man dem Läuten aller Glocken voraus mit nur einer Glocke läutete; bei einer

Frau war es die kleinste, bei einem Mann die grösste Glocke. Das in manchen Gegenden übliche Herumsagen, wenn jemand gestorben war, kamen wir bei uns nicht. Dagegen kann ich mich erinnern, dass erzählt wurde, man habe früher *s Ändzeie* sofort nach dem Hinscheiden geläutet.

Wer von der Trauerfamilie schon zuhause war, ging am Verkündigungs morgen zur Kirche. Man trug, soweit dies möglich war, bereits die *Leidchleider* und besetzte in der Kirche *de Leidbank*, das war (in unserer Pfarrkirche) die dritte Bank hinter dem Kreuzgang. Für die damalige Zeit war es selbstverständlich, dass Frauen und Männer in der Kirche getrennte Plätze hatten; die Frauen waren *uf de Wybersyte*, die Männer *uf de Mannssytle*.

Nach dem Morgengottesdienst büschelten sich meist an einem bestimmten Platz zwischen Kirche und Friedhof — in unserem Dialekt *Chilhöf* — die ersten Kirchenbesucherinnen zusammen, um gegenseitig ihrer Verwunderung Ausdruck zu geben und wenn möglich Näheres über den Tod des Verstorbenen zu erfahren. Man muss wohl nicht nur das Zusammenkommen einer Gruppe von Frauen nach dem Morgengottesdienst als brauchtümlich betrachten, sondern auch das Gespräch nach der Verkündigung: «*Was etter ächt au gha? Mer het geschter no de Heer gseh uegoo. Es het jetz glych no gleitig gmacht mitem. Es ischem jo guet 'gange.*» Wer von diesen Frauen, die zwischen Gwunder und Mitleid hin- und hergezogen wurden, Glück hatte, der mochte es gelingen, einem Familienangehörigen des Verstorbenen den Weg aus der Kirche zu kreuzen, um gleich die gebührende Kondolation anzubringen und Authentisches zu erfahren.

Nach dem Gottesdienst ging jemand aus dem Familienkreise ins Wirtshaus, um das *Lychenässe* zu bestellen. Wenn es im Dorf zwei oder mehr Wirtshäuser gab, wurde nach Parteizugehörigkeit des Wirts entschieden. Eine «rote» Familie (so hiess es dazumal) ging in die konservative Wirtschaft, eine «schwarze» in die liberale; eine dritte Version gab es auf der Luzerner Landschaft nicht. Wer sich tolerant geben wollte (oder es vielleicht sogar war), hatte die Möglichkeit zum Abwechseln, denn es gab ja drei *Lychenässe*, eines an der Beerdigung, eines am Siebenton und schliesslich ein drittes am Dreissigsten. Die Parteileute obgenannter Färbungen verwahren sich verständlicherweise dagegen, dass solche Altertümlichkeiten heute noch möglich sein sollen. Als Volkskundler muss ich aber objektiv feststellen, dass parteipolitisch entschiedene *Lychenässe* im Luzernbiet (und wohl auch an andern Orten) nach wie vor zum Brauchtum gehören.

Während ein männliches Mitglied der Trauerfamilie die Abmachungen mit dem Wirt traf, suchten die *Frauezimmer* ihre Schneiderin auf, aber auch

die Modistin; brauchgemäß hießen diese Professionistinnen *Näjeri* und *Hüetleri*. Tiefste Trauer in der Kleidung war hohes Gebot; man musste schwarz *dehäärchoo* und einen Hut tragen, ebenso einen schwarzen Schleier. Bei der *Hüetleri* bekam man auch die Leidbänder für die Männer (siehe weiter unten), und man konnte dort häufig auch Grabkränze kaufen.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, dass der Tod eines Menschen ein ganzes Pfarrdorf in Aufregung versetzen konnte. In den zwei oder drei Tagen zwischen Verkündigung und Beerdigung war überall emsiges Tun anzutreffen: der Schreiner zimmerte den Sarg, die Schneiderin nähte Trauernkleider, die Modistin versah Damen Hüte mit Schleieren, der Bäcker bereitete seinen Teig zu für die Weggli und Mutschli, und der Wirt rüstete seinen Speisesaal. Auf dem Friedhof schaufelte der Totengräber das Grab, der Gärtner traf seine Vorbereitungen für die Beerdigung, der Leichenwagenführer, ein Bauer, polierte das Pferdegeschirr und den im Spritzenhaus untergebrachten Leichenwagen, und im Chor der Kirche rüstete der Sigrist die Tumba für den Beerdigungsgottesdienst. Auch die Vorbereitungen der Vereine dürfen nicht vergessen werden. Bei all dem gab es natürlich grosse Unterschiede; es war nicht einerlei, ob man einen *Aastältler* (Armenhausinsasse) beerdigte oder einen hablichen Bauern, der vielleicht sogar im Gemeinde- oder Kirchenrat gesessen hatte.

Indessen war nun im Trauerhause alles so hergerichtet, wie es sich schickte, wenn man *e Lych im Huus* hatte. Man beschränkte die Arbeit auf das unbedingt Notwendige. Es waren auch mehr Leute im Hause als sonst, und man kam mehr oder weniger sonntäglich daher. Die Frauen trugen schwarze Kleider oder doch mindestens schwarze Schürzen, die Männer ein besseres Hemd. Lautes Reden war verpönt, die Türen im Hause wurden sorgfältiger geöffnet und geschlossen als sonst, und es gab auch im Bauernhause kein Poltern mit den damals üblichen Holzschuhen. Man war sogar beflissen, dafür zu sorgen, dass die Tiere nicht unnötig viel Laut von sich gaben. In Haus und Stall herrschte eine merkwürdig feierliche Atmosphäre.

Es ist gar nicht leicht, die Stimmung zu beschreiben, die in einem ländlichen Haus zu spüren war, wenn *e Lych im Huus* lag. Pietätvolles Gebaren überall in Haus und Hofstatt. Trauer, das wohl, aber selten Niedergeschlagenheit oder gar ausweglose Verworrenheit. Mehr liebevolle Rücksicht als sonst. Sehr tief wurde jetzt die Zusammengehörigkeit am häuslichen Herd empfunden, vor allem dann, wenn Vater oder Mutter gestorben waren. Die alltäglichen Dinge erinnern auf Schritt und Tritt daran, dass sie vom Ver-

storbenen gebraucht wurden und dass die nun seiner Hand entglitten sind. Viele Fragen des Weiterlebens der Zurückgebliebenen sind ungelöst, und es machen sich vielleicht sogar Spannungen bemerkbar.

Wohl liegt der Verstorbene jetzt auf dem Totenbett und kann nichts mehr sagen, aber man spürt noch überall sein Wesen. Voll Zuversicht und Vertrauen baut man auf das, was sich ergeben wird; man weiss, dass die Gemeinschaft der Familie auch dann weiterdauert, wenn nicht mehr alle unter den Lebenden weilen. Ein Hauch von Verständigung, die mit fünf Sinnen allein nicht wahrnehmbar ist, weht durch die Räume des Hauses, durchdringt die Wände, schwingt in aller Materie. Die Liebe einer gütigen Mutter und eines fürsorgenden Vaters dauert weit über ihre letzten Worte hinaus. Dies ist wohl der selige Friede, den ich so oft als Verklärung auf dem Antlitz Verstorbener gesehen habe.

Das Schlafzimmer des Verstorbenen ist jetzt ein Totenzimmer. Der Raum ist verdunkelt. In weissen Leintüchern liegt die bleiche Gestalt des Menschen, dessen Seele die irdische Hülle verlassen hat. In merkwürdigem Gegensatz zum Weiss der Bettwäsche: das Dunkel der sonntäglichen Kleidung. Der Mensch, der da liegt, ist angetan, als wollte er sich aufmachen zur Kirche, um einen hohen Gottesdienst zu besuchen oder als wäre er geladen zu einem vornehmen Feste. Die gefalteten Hände halten das Sterbekreuz und sind umschlungen vom Rosenkranz, den der Verstorbene beim Beten in der Kirche und im Hause gebraucht hat.

Auf einem kleinen, weissgedeckten Tisch neben dem Totenbett steht zwischen zwei brennenden Kerzen ein Kreuz. Manchmal ist es auch nur ein Öllämpchen, das den Raum kaum merklich erhellt. Kapellengeruch tränkt die Luft im engen Geviert des niederen Zimmers. Aus Blumentöpfen steigt der Ruch von Pflanzenerde. Nachbarn und Bekannte haben schon einige Blumen und Kränze gebracht.

Auf einem weissgedeckten Sitzschemel steht ein Becken oder eine Glasschale mit Weihwasser, in das ein Strauss *Sefi* oder Buchs getaucht ist. Manchmal steht nebenan auch ein Körbchen, in das die Besucher ihre Beileidskarten legen. Nun kommen die Leute aus der Nachbarschaft, manchmal sogar von weit her, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, ihn nochmals zu sehen, ihm einen allerletzten Gruss zu bringen. Ein Familienangehöriges — in der Regel eine schwarzgekleidete Frau — empfängt die Besucher, gibt ihnen die Hand und nimmt im Namen der Familie die Beileidsbezeugungen entgegen. Es werden im Flüsterton einige Worte gewechselt; oft stellt man abgegriffene Verlegenheitsfragen nach dem Befin-

den des Verstorbenen in den letzten Tagen und stellt fest, es habe *jetzt au gar gleitig gmacht mitem oder mitere*. Aber oft kommen eben auch Leute, denen der Tod eines ihrer Mitmenschen im Tiefsten an der Seele nagt. Auch die Kinder der Nachbarn und des Dorfes, die in seliger Unbekümmerntheit den Totenbesuch machen, fehlen nicht. Sie alle kommen, treten auf Zehenspitzen in das Totenzimmer, spritzen Weihwasser, tauchen oft einen Finger in das Becken und machen das Kreuzzeichen. Nicht nur beim Kreuzzeichen, auch beim Weihwasserspritzen ist in der Dreiheit der Gebärde die Empfehlung der Seele des Dahingegangenen an den dreieinigen Gott sichtbar. Dann stehen sie vor dem Totenbett auf dem rohen Holzboden, betrachten das bleiche Gesicht des Verstorbenen und beten zu dessen Seelenheil einige Vaterunser und Ave Maria; meist sind es deren fünf, *es Föifi*. Dann spritzt man nochmals Weihwasser und verabschiedet sich. Gute Bekannte oder Nachbarn werden manchmal noch zu einer Tasse Kaffee in die Stube oder Küche eingeladen.

Als wir noch Kinder waren, sind wir sehr gerne zu Toten beten gegangen. Wir haben beim Weggehen aus dem Trauerhause häufig etwas mitbekommen. Manchmal war es ein *Ankebock* (Butterbrot) mit Konfitüre drauf oder Honig; solche Leckerbissen hatten wir zu Hause selten. In manchen Häusern bekamen wir Geld, einen Batzen oder zwei oder sogar ein *Föifbätz* (1 halber Franken). Man nannte diese Gabe früher Spend.

Das Kommen und Gehen dauert mehr oder weniger den ganzen Tag über. Aber zwischenhinein gibt es doch wieder Pausen. Damit der Tote nie allein ist — das Volk würde so etwas nicht verstehen —, hat man die Frau, von der schon die Rede war, als Totenwache bestellt. Man nennt sie *Dryssgischbätteri* oder einfach *Bätteri*. Sie sitzt nun Tag und Nacht im Halbdunkel des Totenzimmers auf einem Stuhl, sieht kaum die Menschen an, die da kommen, bewegt ohne Unterlass ihre Lippen, manchmal glaubt man ein kaum hörbares, lispelendes Gebet wahrzunehmen. Die Perlen des Rosenkranzes gleiten unaufhörlich durch ihre gefalteten Hände. Aber auch eine *Bätteri* ist kein Naturwunder, auch sie wird manchmal vom Schlaf übermannt. Und wenn dann jemand aus der Familie sieht, dass die gute Frau ein Nickerchen macht, so heisst man sie in die Küche kommen, wo sie ihre Lebensgeister mit einer Zwischenverpflegung und einem *Kafi* wachrufen kann. Indessen hält eine andere Person Totenwache.

Ein Mitglied der Trauerfamilie, meist ein Mann, war unterdessen in die Nachbarschaft gegangen, um die Leichenträger zu bestellen. Es ist seit alten Zeiten Brauch, dass es Nachbarn sind, die einen Toten zu Grabe tragen.

Unverheiratete werden von Ledigen getragen. Vor Jahrzehnten haben die Jungfrauen- und Jünglingskongregationen bei der Beerdigung eines Mitgliedes mitgewirkt. Es war sogar üblich, dass eine junge Verstorbene von Jungfrauen in weissen Kleidern zur letzten Ruhe getragen wurde. Beim Tode von Kindern wurden auch die Taufpaten benachrichtigt, denn es war üblich, dass diese zu den Leidleuten gehörten. Das Särglein eines Kleinkindes wurde im Leichengeleite vom Götti unter dem Arm getragen.

Auch ein *Chrüüzlträger* musste bestellt werden. Bei verheirateten Personen und bei ledigen Männern war es ein Knabe im Primarschulalter, der dem Leichenzug voraus das Grabkreuz trug. Bei Jungfrauen und Mädchen wurde das Kreuz von einem Mädchen getragen.

Schliesslich musste man auch noch einen *Chrüüzlichranz* bestellen. Früher war es üblich, dass am Grabkreuz nicht ein Christuskorpus befestigt war, sondern ein Perl- oder *Chrällelichranz*. Dieser blieb dann am Kreuz bis ein Grabstein gestellt wurde, und nachher liess man ihn dauernd auf dem Grab, da er ja witterfest war.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, dass an gar viele Dinge zu denken war und dass die Tage zwischen Tod und Beerdigung für die Familienangehörigen recht strenge waren. Aber die vielen Besorgungen konnten verteilt werden, da ja die Familien in der Regel gross waren und weil es als selbstverständlich betrachtet wurde, dass auch die Nachbarsleute ihre Dienste anboten.

Im Trauerhause waren dann nach und nach alle Familienangehörigen angekommen. Man ging zuerst ins Totenzimmer, sprach einige Worte zum Verstorbenen, so, als ob man erwartete, dieser würde noch eine Antwort geben. Natürlich gab es dabei Tränen, aber man schickte sich bald in das Unabänderliche, legte die Kleider ab und half im Hause.

Mehrmals bin ich in Bauernhäusern dabeigewesen, wenn ganze Familien beim Tode ihres Vaters oder ihrer Mutter zuhause waren. Sie kamen, sassen um den grossen runden Tisch in der Stube, hockten im Winter auch auf dem warmen Ofen und redeten vom lieben Toten, von der Familie, wie es früher gewesen war, als noch alle beieinander waren und was der Vater oder die Mutter in bestimmten Lebenslagen jeweils gesagt habe. Es war ein lieber, trauter Familienschwatz, ein Übergang vom Gewesenen ins Künftige, wie man sich ihn gar nicht natürlicher vorstellen könnte. Der Vater oder die Mutter, es war, als wären sie noch mitten drin in dieser *Tschuppele*. Eine Antwort gaben sie freilich nicht mehr, aber man spürte auf merkwürdige Art ihre Anwesenheit.

Und man sprach auch vom *Chünte*, als ob dies die selbstverständlichste Sache der Welt wäre. Die Marie oder der Jakob, die weit von zuhause weg sind, haben die Stunde und die Minute angeben können, da der Vater oder die Mutter entschlief. Sie haben rufen oder klopfen gehört oder es ist in ihrer Umgebung etwas ganz Ausserordentliches vor sich gegangen, eine Türe ist von unsichtbarer Hand aufgemacht worden oder es ist etwas unerklärlicherweise auf den Boden gefallen. Allerhand merkwürdige Dinge sind da erzählt worden: man hat den Schritt des Vaters im Hausgang vernommen, die Mutter hat in der Küche Krüge bereitgestellt, im Stall ist das Vieh so merkwürdig unruhig gewesen und der Hund hat getan, als ob er krank wäre.

Das alles berichtet man jetzt rund um den Familientisch. Natürlich Erklärbares und Unfassliches gehen ineinander über und bilden ein umfassendes Ganzes, das eins ist mit der Sippe, die jetzt um Herd und Tisch versammelt ist, als ob in der Gegenwart der Ahnen ein Opfer zelebriert würde. Man spürt jetzt in dieser Stunde Zusammenhänge, die weit hinter das anerzogene Katholische oder überkommene Christliche zurückreichen in die Tiefen des Naturreligiösen. Kein Mensch überlegt, ob man die Träger dessen, was jetzt um Herd und Tisch gegenwärtig ist, Urahnen nennen soll oder arme Seelen. Es ist beides, und man würde sie zusammen mit den Lebenden wohl zutreffend die Gemeinschaft der Heiligen nennen, freilich unter dem Vorbehalt, dass man unter Heiligen nicht nur kanonisierte Selige versteht. Man wird ja den Vater oder die Mutter auch bald selig nennen, *de Vatter sätig, d Mueter sätig*. Merkwürdig ist nur, dass man dies jetzt noch nicht tut, solange sie auf dem Sterbebett unter den Lebenden weilen; selig werden sie erst genannt, wenn sie von der Friedhoferde zugedeckt sind. Merkwürdig sind diese Dinge, und es ist sonderbar, wie in diesen Tagen alles ineinander übergeht, wie die Grenzen zwischen Fassbarem und Unerklärlichem verwischt werden: das Hier und Jetzt verwebt sich mit Vergangenem und Künftigem ins Unräumliche und wird zu einer Art Allgegenwart, die in diesen Tagen merkwürdig greifbar und begreifbar wird.

Gegen Abend kam dann die Stunde, da man die Vorbereitungen für den Totenpsalter zu treffen hatte. Man wusste, dass viele Leute kommen würden. Sie alle mussten im Hause einen Sitzplatz haben, denn es wäre unzumutbar gewesen, die Beter während drei Rosenkränzen stehen zu lassen. Im ganzen Hause wurde alles zusammengetragen, was sitzbar war: Stühle, Bänke, Höcker, Schemel. In alten Bauernstuben waren zu beiden Seiten des Herrgottswinkels den Fensterwänden entlang ohnedies schon Bänke

angebracht. Nun wurden alle verfügbaren Sitzgelegenheiten aufgestellt, die ersten im Totenzimmer selber oder in unmittelbarer Nähe, auch im Hausgang. Vor allem aber waren in der grossen Stube die Möbel soweit wie möglich ausgeräumt, um für möglichst viele Stühle Platz zu haben. Am zahlreichsten waren die behelfsmässig geschaffenen Sitze. Das waren meist Bänke aus rohen Brettern, die man auf *Holztütschi* legte; auf Bauernhöfen hatte man solches Behelfsmaterial jederzeit zur Verfügung.

Nach Feierabend kamen dann die ersten Beter aus der Nachbarschaft, traten ins Totenzimmer, wo die Leichenbeterin im Halbdunkel sass und ihre Rosenkranzperlen durch die Hände gleiten liess. Man spritzte Weihwasser, machte damit auch die Kreuzzeichen, stand eine Weile hin, betrachtete den sonntäglich gekleideten Menschen auf dem Totenbett und ging dann in einen andern Raum, um sich auf einem Sitzplatz niederzulassen. So ging es dann bis zum Beginn des Psalters. Manchmal reichten die bereitgestellten Plätze nicht aus. Dann hockten die jungen Leute auf den Boden oder belegten die Tritte der Stiege, die im Hausgang in die Kammern hinaufführte.

Das Volk, das sich da im Totenhause versammelte, kam aus der Nachbarschaft. Manchmal war das halbe Dorf beieinander; auf abgelegenen Höfen und Heimwesen kamen die Beter wohl eine halbe Stunde weit her, um dem Verstorbenen in seinem eigenen Hause die letzte freundnachbarliche Ehre zu erweisen. Es handelte sich dabei nicht einfach um einen schicklichen Kondolationsbesuch; man wollte vielmehr etwas für den Verstorbenen tun, und man glaubte auch ganz problemlos an die Wirkung des Gebets für das Seelenheil des Dahingegangenen. Beim Totenpsalter dabeizusein, war für das Volk nicht ein Müszen, sondern eine mitmenschliche Selbstverständlichkeit, mehr noch: ein tiefinneres Bedürfnis. Es ging auch nicht allein um das Beten. Man hatte den entschlafenen Menschen gekannt, war mit ihm zur Kirche gegangen, hatte ihn im Dorf getroffen, im Wirtshause vielleicht oder im Krämerladen oder auf dem Markt. Männer hatten sich bei Handel und Wandel näher kennengelernt, hatten einander ausgeholfen mit Viehzug oder mit Leuten in den strengen Tagen der Ernte, auch im Winter beim Holzen. Manche Bäuerin ist bekannt gewesen als herzensgute und fürsorgende Frau, die für Arme, Bedrängte und Nachbarn immer eine offene Tür und einen gedeckten Tisch hatte, auch dann sogar, wenn sie selber nicht viel zu geben hatte oder sich das Verschenkte an den eigenen Bedürfnissen absparen musste. Nicht umsonst hat so manche Frau in der weiten Umgebung den Ehrentitel *Mueter*, den ihr das Volk gegeben hatte, geführt.

Und eben diese *Mueter* oder diesen Nachbarn wollte man jetzt nochmals aufsuchen. Nein, das ist zuwenig gesagt. Man wollte nochmals einen Abend lang mit ihr oder mit ihm zusammensein. Man ging hin, so, als wollte man mit dem, der jetzt im Sonntagsgewand auf dem Totenbett lag noch ein wenig reden, bevor er fortging. Und man tat es auch. Antwort gab freilich nicht mehr der Entschlafene, sondern die Seinen im Hause. Es war, als redete der Tote, als wäre er noch lebend, wenn von seinen letzten Worten die Rede war, von Aussprüchen, die unverwechselbar seinem Wesen entsprachen. Diese letzten Worte an einige der Seinen waren nicht nur Worte an seine Familie; sie waren gültig für die Sippe, und man billigte ihnen auch eine weitgespannte Verbindlichkeit für die Mitmenschen der Umgebung zu. Solche Worte gingen oft noch wochen- und monatelang weiter von Mund zu Mund.

Es gehört zum Seltsamsten, was ich in meinem Leben erfahren habe, diese Psalterabende im Hause eines Toten. Man ist nicht einfach Besucher, auch nicht bloss Hergekommener oder Teilnehmer von aussen; man ist mitten drin, mehr noch: ganz innen in einem umfassenden Einssein, in einer wesentlichen Gemeinschaft, deren Grenzbereiche man raum- und zeitfrei nennen könnte. Nun sassen sie da auf ihren Stühlen und behelfsmässigen Bänken, und es bedurfte irgend eines Geschehens als Zeichen dafür, dass der Totenpsalter beginnen könne. Vielleicht waren noch nicht alle da. Alle da: was heisst das? Man wusste ja nicht, wer kommen würde, sicher die Nachbarn, das erwartete man; wer aber sonst noch dem Toten die Ehre des Psalters erweisen würde, stand völlig im Ungewissen. Es war auch niemand beauftragt, die Kommenden zu zählen oder von ihrer Herkunft Kenntnis zu nehmen. Die Beter sassen im Halbdunkel da, hatten ihre Rosenkränze aus den Rocktaschen gezogen und blickten vornübergebeugt auf ihre Hände, bereit, mit dem Daumen die erste Perle zu ergreifen und in die geschlossene Hand zu schieben. Ab und zu öffnete sich knarrend die Haustüre, es gesellte sich noch ein Spätankommender dazu; man hörte, wie er einen Schritt ins Totenzimmer tat, um dem Toten Weihwasser zu spritzen und auch selbst mit der Fingerspitze zu nehmen und das Kreuzzeichen auf die Stirne zu machen. Wortloses Warten lag in den Räumen, aber kein Zeichen von Ungeduld, höchstens etwa ein verlegenes Hüsteln aus einer dunklen Ecke oder das kleine Schneuzen einer Frau, der der Abschied vom Toten schwerfiel. Dann aber, weiss Gott auf welches Zeichen hin, ging die Stimme des Vorbeters oder der Vorbeterin durch die Stube: «Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Ehre sei dem Vater. . . »

Vorbeter oder Vorbeterin hiess man jene Person, die die Führung des Rosenkranzgebetes innehatte. *Vorbätte* und *abnää* nannte man im Volksmund das wechselseitige Beten des Rosenkranzes. In den meisten Dörfern gab es bestimmte Leute, Frauen und Männer, die sich aufs Vorbeten verstanden. Es kannte sie jedermann, denn in einer katholischen Kirchengemeinde hatten die Vorbeter im Laufe des Jahres bei Kreuzgängen, Prozessionen, Abendrosenkränzen, Psaltern und andern Andachten der Möglichkeiten genug, vor versammelter Betgemeinde ihr Talent unter Beweis zu stellen. Sozusagen professioneller Vorbeter in einer Gemeinde war der Pfarrsigrist. Da und dort verstand sich auch der Totengräber aufs Vorbeten und in manchen Fällen übernahm die *Dryssgischbätteri* das Vorbeten bei Leichenpsaltern. Auf abgelegenen Heimwesen in der Napflandschaft hatte man zu später Abendstunde diese Leute nicht zur Verfügung; in solchen Fällen fragte man Nachbarn, die gewöhnlich den letzten Liebesdienst am Toten gerne übernahmen.

Während jene Beterin, die man als Leichenwache bestellt hatte, beim Totenbette ihren Platz hatte und dort nach persönlichem Ermessen und eigener Manier ihre Pflicht erfüllte, erdröhnte das Haus bis in alle Fugen vom vielstimmigen Beten der Menschen, die zum Totenpsalter gekommen waren. Es gibt mancherlei Gebetsformen und -situationen, aber es gibt nichts, das sich mit dem Psalterbeten in einem Totenhause vergleichen liesse. Am ehesten wäre vielleicht an das Chorgebet einer grossen Mönchsgemeinschaft zu denken, aber dazu waren die Frauenstimmen zu schrill und im Tempo zu unbeherrscht. Bei aller Ehrerbietigkeit und Rücksicht auf den Ernst der Situation, muss gestanden werden, dass das nächtliche Beten einer Trauergemeinde in einem Totenhause einer gewissen Tragikomik nicht entbehrte. Zwischen dem unterirdischen Bass eines beleibten Bauern und den blechernen Trompetenstößen einer vorschnellen Beterin lag eine unvorstellbare Vielfalt von Stimmen. Meist erklang alles in runder Harmonie, sodass die Balken des Hauses zitterten und das rauchgehärtete Täfer der Wände mitfibrierte. Aber dann kam urplötzlich aus einer dunklen Ecke ein gähnender Misston, eine menschlich verständliche Ermüdungserscheinung, sodass es einen Atemzug lang schien, das kirchlich-feierliche Tongebäude werde zusammenbrechen. Irgend jemand setzte dann in mittlerer Stimmlage mit einem sicheren Fortissimo ein und rettete den gefährdeten Gleichklang. Das abendliche Psaltergebet in einem Totenhause dauerte Fünfviertelstunden. Das war für Menschen, die ein volles Tagewerk hinter sich hatten, eine beachtenswerte Herausforderung, und es musste mit eini-

gen menschlichen oder gar allzumenschlichen Pannen gerechnet werden: Es hatte chronische Schläfer unter den Betenden, denen die Augen zufielen, und manch einer, der die abendliche *Rööschi* etwas eilig gegessen hatte, wurde von üblen Blähungen geplagt. Wer zum Totenpsalter ging, kam nicht darum herum, alles Hör-, Seh- und Riechbare miteinzubeziehen; für zarte Naturen mochte es hie und da hart an die Grenzen des Erträglichen stossen. Aber es gab ein Gewissen der versammelten Betgemeinde, die weibliche Wache am Totenbett, die bei jeder Unebenheit oder Gefährdung der Harmonie den Kopf leicht anhob und vorwurfsvolle Blicke ins Halbdunkel der häuslichen Umgebung warf.

Es ist noch etwas zu sagen zum Wort Rosenkranz. Die Benennung wurde sowohl für das Rosenkranzgebet als auch für die Perlenkette als Zählinstrument der Ave Maria-Wiederholungen verwendet. Im Volksmund wurde klar unterschieden zwischen *Rosechranz* (Gebet) und *Bätti* (Gebetskette oder -schnur).

Zur Atmosphäre des Psaltergebetes in bäuerlichen Verhältnissen gehörte auch die Sprache der Beter. Im Grunde waren die Gebete formelhaft, schriftdeutsch festgelegt, aber die Gebetssprache war voller Zugeständnisse an den Dialekt, sodass sich oft Wortgebilde ergaben, die kaum nachzumachen sind. Ich denke etwa an die Aussprache des Namens Maria - das Gewicht lag auf dem a, sodass das dem r folgende i fast stimmlos war - oder an das beinahe unnachahmliche «- bisch gebenedeit unter den Weibern», das manchmal sogar «*under dene Wybere*» lautete. Wie manches arme Mägdelein, dem es nicht gegeben war, in der Schule über die zweite Klasse hinauszukommen, stand bei ihrem schriftsprachlichen Gebet vor unüberwindlichen Schwierigkeiten! Mir kommt immer jener Knecht aus der Gegend des Tannbergs bei Sursee in den Sinn, der jeweils beim Glaubensbekenntnis betete: «*vo Tann ewäg zum Chummlewirt go prichte wäg de Tote*», was soviel hiess wie «- von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten.» Der arme Schlucker war mit den fremdartig anmutenden Worten des Glaubensbekenntnisses in eine Welt geraten, die weit über das seinige hinausreichte. Für ihn war nur eines von Bedeutung: dass er nicht aus Ton und Rhythmus der Psalterbeter fiel.

Zu dem Wie des Betens kommt jetzt noch das Was. Ich muss voraussetzen, dass der Leser weiss, was man unter Rosenkranzgebet zu verstehen hat und wie die Gebetfolge ist. Die ältere Generation der jetzt Lebenden wird staunen über den Vorbehalt, aber es scheint, dass die Zeit nicht mehr ferne ist, da man den Rosenkranz nur noch vom Hörensagen kennt. Trotzdem:

es würde zu weit führen, hier den Ablauf eines ganzen Rosenkranzes zu erörtern.

Zuerst wurde der freudenreiche, dann der schmerzreiche und schliesslich der glorreiche Rosenkranz gebetet. So hiessen die Benennungen der offiziellen Kirche; in der Volkssprache hiess das *freuderych*, *schmärzrych* und *glorrych*. Die drei Rosenkränze unterschieden sich durch die sogenannten Geheimnisse, die nach jedem «Gegrüsst seist du Maria» eingeflochten wurden. Nach jeweils zehn Ave Maria folgte ein «Ehre sei dem Vater...», dem beim Totenpsalter noch beigefügt wurde: «Erlös' Gott und tröst' Gott die arme Seele im Fegfeuer». Gerade dieser letzte Satz wurde von den Betern meist im Dialekt gesprochen: «*Erlöös Gott und trööscht Gott di arm Seel im Fäckfüür*».

Psalter, in der Mundart *Psaltner*, nannte man die ununterbrochene Folge der drei erwähnten Rosenkränze, denen nach allgemeiner Gebetsübung mit dem Apostolischen Glaubensbekenntnis der Schlusspunkt folgte. Beim Totenpsalter war das allerdings nicht so. Es folgten jetzt noch fünf Vaterunser und Ave Maria, das *Föifi* für die Seele des Verstorbenen; auch hier wurde jedem Vaterunser das «Erlös Gott...» beigefügt, ferner ganz am Schluss die Bitte: «Herr, gib der armen Seele die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr; Herr, lasse sie ruhen im Frieden. Amen.»

Der Totenpsalter war aber auch jetzt noch nicht beendet; das eigentliche Mysterium folgte erst. Der Vorbeter erhob sich von seinem Platz und kündigte an, dass man jetzt noch fünf Vaterunser für die nächststerbende der hier anwesenden Personen beten wolle. Absolute Ruhe erfüllte die Räume, betroffene Stille bei den Betern. Wer mochte es wohl sein, den Gottes Ratsschluss als Nächsten aus der Schar der Anwesenden ins ewige Leben heimrufen würde? Alle hatten sich von ihren Sitzen erhoben und standen vorerst gesenkten Hauptes da. Dann machte der Vorbeter eine Kehrtwendung um hundertachtzig Grad, kniete auf den Stuhl, auf dem er gesessen, und begann mit leicht gedämpfter Stimme die angekündigten fünf Vaterunser. Alle Anwesenden taten ohne Ausnahme dasselbe, machten eine Kehrtwendung und beteten, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, das *Föifi* für die nächststerbende Person mit. Schliesslich wendete man sich wieder nach vorne und schaute einander schweigend an. Ein Räuspern ging durch die Räume, die Beterschar bewegte sich dem Ausgang entgegen; man ging nochmals ins Totenzimmer, spritzte abermals Weihwasser und verliess dann das Totenhaus, um durch die Nacht den Heimweg anzutreten.

Ich werde dieses Gebet für die nächststerbende Person nie vergessen;

trotzdem ich es mehrmals miterlebt habe, hat es in meinem Empfinden nichts von seiner Faszination eingebüßt. Zuerst das Ansagen des Gebets durch den Vorbeter, dann das offensichtliche Betroffensein der Mitbeter, das Aufstehen und Sichwenden: was da in den Menschen vor sich ging und den Raum erfüllte, ist kaum in Worte zu fassen. Es war, als liefe auf einmal alles Geschehen rückwärts. Die, die da auf ihren Stühlen oder am Boden knieten und rückwärts zu den Wänden schauten, schienen gebannt. Es gab kein eigenes Dazutun mehr in Richtung der Zukunft: die Zukunft kam mit ihrer ganzen Last der Ungewissheit auf sie zu, und das formelhafte Gebet klang in seiner Eintönigkeit wie eine Beschwörung, nicht wie eine Beschwörung durch Unwillen, auch nicht wie ein Zaudern in Ohnmacht. Der Mensch in der Einsamkeit der Napfwälder ist dem Magischen und Mythischen mehr zugetan als der Mensch einer anderen Landschaft, und er hat auch manches zauberische Relikt der Urzeit bis in unsere Tage bewahrt, aber er weiss in seinem Beten sehr wohl zu unterscheiden zwischen den Mächten des unerbittlichen Schicksals und dem Erbarmen seines gütigen Gottes.

Der weite Weg durch die Berglandschaft bot noch manche Gelegenheit, die Verbundenheit mit dem Verstorbenen in Worte zu fassen oder doch tief innen zu verspüren. Nachbarn und Bekannte sprachen in rücksichtsvoller Art vom Dahingeschiedenen, sagten, sie hätten im Totenzimmer festgestellt, dass es *e schöni Lych* sei und dass der oder die Verstorbene sicher einen seligen Tod gehabt habe. Nachbarn berieten noch das und jenes über Handreichungen bis zum Tage der Beerdigung, manchmal auch über Hilfeleistungen weit über die Trauerzeit hinaus.

Gegen Ende des Psalters hatten sich weibliche Familienangehörige bereits in der Küche zu schaffen gemacht. Nach dem Gebet mussten volle Kaffeekrüge bereitstehen. Mancher gute Nachbar oder geschätzte Bekannte wurde zum Verbleiben eingeladen, und sie blieben auch gerne noch eine Weile, um damit die Zusammengehörigkeit mit dem Verstorbenen und seiner Familie zu bekunden. Der enge Kreis der Angehörigen war jetzt erweitert, und das Gespräch fand seine Fortsetzung über den häuslichen und familiären Bereich hinaus in die Nachbarschaft und Gemeinde. Es wurde Rückblick gehalten auf vergangene Tage, man sprach von Marksteinen im Leben des Verstorbenen und seiner Familie, von Freude und Leid und wie man diese ertragen. Aber auch jetzt war kaum etwas von schwerer Trauer zu verspüren. Wohl sprach aus den Gesichtern der Anwesenden, die um den Familienschrein beeinandersasssen, der Ernst und die Weihe der Stunde,

aber es gab keine Verzagtheit, die das Mark erschüttert hätte. Es tat sich anderseits aber auch nichts Ungebührliches; Feier der Erlösung erfüllte die Räume des Hauses, Ruhe und tiefer Friede.

Wohl war es selbstauferlegte Zurückhaltung aus Pietät vor dem Verstorbenen, was die feierliche Ruhe bewirkte, aber es ist zu berücksichtigen, dass am Napf ein Menschenschlag lebt, dem die Zurückhaltung nicht schwerfällt. Wenn Menschen schweigen, ist es meistens so, dass sie ihre Sprache unterbrechen. In der Einsamkeit der Gräben und Eggen ist es umgekehrt: Wenn die Menschen sprechen, unterbrechen sie ihr Schweigen. So war das Beisammensein von Familienangehörigen eines Toten mit ihren Nachbarn oft mehr Schweigen als Sprechen. Aber die Menschen verstanden sich. Die Kargheit der Worte fand ihren Ausgleich in der Hellhörigkeit. Menschen, deren Lebenselement die Abgeschiedenheit ist und deren Verbündete die Naturkräfte sind, wissen die Dinge oft bevor von ihnen die Rede ist; das Wahrnehmungsvermögen hält Bezüge aufrecht, die weit über das leibliche Sterben hinaus weiterwirken.

Die Menschen unserer Tage sind geneigt, dies alles als sogenannte heile Welt zu benennen oder als gute alte Zeit, in der es noch keine Probleme des Überlebens gab. Ich möchte fragen: wann war diese vielzitierte Gute Alte Zeit, kann mir das jemand sagen? Überall in Raum und Zeit hat es Probleme gegeben, und auch jene Welt, von der hier die Rede ist, war voller Schwierigkeiten, man würde sie heute sicher mit Ausweglosigkeit bezeichnen. Das Bauernvolk der Napflandschaft hat nie an dem teilnehmen können, was man in bevorzugten Landstrichen zu den selbstverständlichen Lebensansprüchen zu zählen geneigt war. Man muss aber annehmen, es habe immer gespürt, dass es zum Glücklichsein nicht darauf ankommt, wieviel man hat, sondern vielmehr darauf, mit wie Wenigem man zufrieden ist. Vielleicht kommt einmal die Zeit, da man entdeckt, dass diese Menschen sogar wussten, was wahre und eigentliche Lebensqualität zum Inhalt hat.

Mir scheint, dies habe sich in Zeiten des Abschiednehmens von einem lieben Angehörigen in besonderem Masse gezeigt. Nirgends habe ich so viel Ruhe, Friede und Abgeklärtheit gefunden wie an Abenden, wenn eine ganze Familie mit ihren Nachbarn im Hause eines Toten beieinandersass. Es kam mir immer vor, als beständen hier sonderbare Voraussetzungen, damit Ungerades gerade gemacht, Auswegloses weise gefügt würde. Kaum jemand hatte einmal bewusst gelernt Haltung zu bewahren; das, was man Haltung nennen könnte, war schon immer da, war überkommen seit Generationen im Glauben daran, dass es eine Gemeinschaft der Heiligen und

Helfenden gibt, die über Raum und Zeit hinausgeht. Nie im Leben habe ich so sehr verspürt, wie sich Allgegenwart manifestiert wie in jenen Tagen, da ich im Kreise zuversichtlich Glaubender am Totenbett einer Mutter oder eines Vaters dabeisein durfte.

In der Zeit zwischen Tod und Beerdigung gab es in der Regel zwei Psalterabende, von denen die Leute sagten, sie gehen *go bätte*. Das Besondere des zweiten Abends war das Einsargen. Jemand hatte beim Schreiner den Sarg — man sprach damals nur vom *Totebaum* — abgeholt, meist mit einem Pferdefuhrwerk; manchmal wurde der Sarg vom Schreiner selber, vom Totengräber oder einer andern Person auf einem *Räaf* zum Hause des Toten getragen.

Nachdem am zweiten Abend die fünf Vaterunser für die nächststerbende Person gebetet waren, stand der Sarg im Totenzimmer offen bereit. Die Särge waren damals in ihrem Innern noch nicht ausgekleidet. Merkwürdigerweise hatte der Schreiner immer ein Polster von rohen Hobelsspänen auf dem Boden des Sarges belassen. Nach altem Brauch wurde dann der Sarg zuerst ausgeräuchert; man sagte dem *Usbröike*. Das geschah so, dass man auf eine blecherne Unterlage - manchmal eine Pfanne oder ein metallenes Gefäss - glühende Kohlen legte und darauf kleine Zweige von Palmen, wie sie am Palmsontag in der Kirchge gesegnet wurden, oder auch einen Sefizweig (*Juniperus Sabina*) verglimmen liess. Dann wurde die Leiche aus dem Bett gehoben und in den Sarg gelegt. Dabei waren alle Familienangehörigen anwesend, meist auch einige zurückgebliebene Beter. Man betete beim Einsargen nochmals fünf Vaterunser zum Troste der armen Seele, manchmal auch fünf Vaterunser zu Ehren der heiligen fünf Wunden Jesu Christi. Manchmal wurde der Sarg gleich verschlossen, in andern Fällen wartete man mit dem Verschliessen noch bis zum Beerdigungsmorgen.

Die alten Särge hatten noch keine Schliessvorrichtungen mit Schrauben oder Haken; sie wurden vernagelt. Und eben dieses Vernageln hatte im Volksempfinden einen auffallenden Stellenwert, der nur schwer zu erklären ist. An der Oberfläche mag der Grund erscheinen, dass der Verstorbene nach dem Vernageln des Sarges für die Seinen nicht mehr sichtbar war. Das kann dadurch verstärkt gewesen sein, dass man den Toten mit seiner ganzen Gestalt im Totenbett vor sich gesehen hatte und ferner, dass die damaligen Särge keine Fensteröffnung hatten. Somit war der Übergang beim Einsargen recht augenfällig. Vielleicht liegt aber der Urgrund dessen, warum das Vernageln des Sarges so tief empfunden wurde, in einer uralten Bedeutung, die für uns heutige Menschen nicht mehr zu erkennen ist. Das wäre an sich

nichts Besonderes, denn das Sterbe- und Totenbrauchtum ist ja nicht nur von kirchlicher Religiosität gezeichnet, sondern es trägt viele Merkmale volksreligiöser Regungen, die zweifellos in vorchristliche Vergangenheit zurückreichen.

Man kann hier auch anführen, dass in jener Zeit, von der hier die Rede ist, viel von Scheintoten gesprochen wurde. Immer und immer war wieder die Geschichte von jenem Scheintoten zu hören, dessen Körper beim Ver-nageln des Sarges von einem danebengehenden Nagel verletzt worden war, sodass er erwachte. Es ist darum auch verständlich, dass ängstliche Personen bis zum letztmöglichen Moment des wirklichen Todes eines Angehöri- gen gewiss sein wollten.

Bis sich die Leute im Trauerhaus zu Bette begeben konnten, war es späte Nachtstunde. Beim Sarge brannte noch die kleine Flamme des Armensee-lenlämpchens und zeichnete die Umrisse der Beterin, die die letzte Toten-wache hielt.

Fortsetzung in Heft 40/1982